

Neue
Reise

August 24

102

19. REISE NACH SÜDTIROL

Neue Reise nach Südtirol 1924
von

OTTO FLAKE

Auf dem Bellevueplatz in Zürich erfuhr man anno 18 zuerst alle großen Nachrichten, von der Bitte um Waffenstillstand, vom Sturz der Monarchie, von der Revolution in Bayern. Heute lese ich hier die ersten Telegramme über den Ausfall der deutschen Wahlen.

Nebenbei sehe ich nicht ein, weshalb Leute, die an diesem Tag im Ausland sind, nicht auf ihrem Konsulat mitwählen können. Zweites Nebenbei: besagtes Konsulat ist in Zürich nicht wiederzuerkennen, es zog aus dem Haus am Bahnhof mit den vielen hundert Zimmern in ein Zweifamilienhaus in einer stillen Gasse.

Nicht nur das deutsche Konsulat ist umgezogen, die ganze Stadt hat sich auf Friedensformat zurückgebildet. Die Dadaisten sind verschwunden, und das Haus in der Spiegelgasse, worin Lenin in einem Zimmer wohnte, dessen Preis er von dreißig auf achtundzwanzig Franken heruntergehandelt hatte, ~~weil er nichts besaß~~, ist historisch geworden. Manchmal kommt ein ungarischer Journalist oder ein Amerikaner (Amerikaner an sich genügt, es ist dies ein feststehender Begriff) und fragt den Schuster, bei dem Lenin wohnte, ob er nicht noch etwas von der Hand des russischen Führers Geschriebenes habe. Das Weib des Schusters hat, als Lenin mit Ludendorff in Verbindung trat, d. h., um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, nach der Abreise ihres Mieters einen ganzen Haufen Handschriftliches verbrannt, die Unglückliche.

↳ das heißt

Ich habe in Zürich damals, in den Monaten der Friedensschlüsse und der Revolutionen, entscheidende Jahre verlebt, bis mich die Markentwertung vertrieb, und gehe mit einer gewissen Neugier den Spuren der Zeit nach. Aber die einzige Veränderung, die ich bemerkte, ist der Neubau einer Bank am Ende der Bahnhofstraße; alles andere ist, wie es war, und als ich, wie ehemals, ein Boot nehme und auf den See rudere, ist er wie ehemals mit den Körpern von Maikäfern bedeckt, die von den Bäumen des linken Ufers nicht zu denen des rechten gefunden haben.

Ein Kind zieht hinter dem Boot, in dem es fährt, ein winziges Spielzeugboot her, dessen Mast die Größe eines halben Bleistiftes hat, und

~~über~~ ^{plötzlich} eins sitzt ein Maikäfer an diesem Mast, auf den er sich gerettet hat; welch sprachloses Entzücken der Kleinen.

Im Geistigen hat sich nichts verändert. Die Schweizer Schriftsteller fahren auf offizielle Einladung nach Paris, eine Tatsache, die ich, komisch genug, in einer Berliner Zeitung mit der Überschrift „Deutsche Intellektuelle in Paris“ angezeigt sehe; der Blaue Vogel, den ich langweilig finde, gibt ein Gastspiel; Ernst Cassirer hält zwei gediegene Vorträge über Kant und Goethe, Kant und Plato; das Kunsthaus baut an, aber die Qualität der in ihm Ausstellenden würde nicht dazu nötigen; eine Zeitung schneidet die Frage an, ob man es wagen kann, die Schweizer Autoren in einem einheimischen Verlag zu vereinigen, aber es wird sich kaum lohnen, da nicht einmal im Krieg ein Schweizer Verlag die großen deutschen überflügeln konnte; und die Dichter dichten noch immer in den von Keller geprägten Formen.

Schweizer, die vor sechs Jahren noch grob wurden, wenn man darauf hinwies, daß hier eine Stagnationskrise ~~sich vorbereite~~, ^{nah}, im Grunde schon akut sei, da sich die Voraussetzung des geistigen Lebens, die Wirtschaftsform, seit Keller geändert habe, geben heute zu, daß sie mit ihren Schriftstellern unzufrieden sind; aber sie begreifen andererseits nicht, man kann auch sagen, sie verabscheuen die literarischen Produkte, in denen sich die Erschütterung der Seelen im Reich spiegelt.

~~Es droht hier die Erweiterung einer Kluft zwischen der Geistigkeit des schließlich doch führenden Teiles im deutschen Sprachgebiet und den Schweizerdeutschen. Die geistige Erschütterung im Reich ist, sachlich gesehen, Symptom einer Entwicklung und gewährleistet den Übergang in eine neue Phase, in der man die Ideen von morgen darstellen wird. Wie die Schriftsteller der Schweiz diese Erlebnisse finden werden, das ist das Problem.~~

~~Ohne in Konstruktionen, die mir selber am verhaßtesten sind, zu fallen, darf ich doch als meinen Eindruck feststellen, daß das ganze Land, auf jedem Gebiet, sich im Zustand einer wohl gefühlten, aber nicht gern eingestandenen Krise befindet. Im Krieg konnte man nichts Besseres tun, als sich auf sich selbst zurückzuziehen, und verfiel in den leicht verständlichen Glauben, daß man damit sich auch selbst genüge. Man genoß alle Früchte einer jahrhundertelangen zähen Selbstbehauptung, und war froh, ein kleines Land zu sein.~~

Heute zeigt sich, daß die Kleinheit ebenso unentrinnbar spezifische Probleme ~~und Krisen~~ bedingt, wie die Eigenschaft als großes Land.

Die Schweiz ist überindustrialisiert; der Mangel an Rohstoffen und die Höhe der Löhne hemmen den Export, und die Konkurrenz mit den Inflationsländern, unter denen Frankreich Deutschland ablöste. In Zürich bezieht kein städtischer Angestellter, auch wenn er nur die Straße fegt, einen Gehalt unter sechstausend Franken; die Arbeitsstunde wird nicht unter zwei Franken entlohnt.

Erzählt man von den deutschen Gehältern und Löhnen, so stößt man auf Unglauben und dann auf Unwillen. Der Unwillen ist berechtigt, denn die deutschen Löhne sind menschenunwürdig und unhaltbar; die Hoffnung des deutschen Großkapitals, daß die übrige Welt die Lebensführung der Arbeiter und Angestellten auf das deutsche Niveau drücken wird, dieses Scharfmacherideal, ist natürlich Unsinn und nur möglich, solange das noch nicht wieder eingetreten ist, was man die Gesamthaftung aller nennen kann.

Solange die Länder Europas nicht wie früher ein System kommunizierender Röhren sind, deren Stand sich automatisch ausgleicht, besteht die schleichende Krise, die in der Schweiz empfunden zu haben für mich der Gewinn meines Schweizer Aufenthaltes ist. Man fühlt hier diese Krise auch im Politischen. Es mag übertrieben klingen, daß die Schweiz, zwischen den Nationalismus dreier großer Länder gebettet, den Atem anhält.

Alles was in diesen charakteristisch ist, der Irredentismus, die Mißachtung demokratischer Grundgesetze, die Erschütterung der Moral, die politischen Morde, militaristische Anwendungen der Jugend, diktatorische Gedankengänge des Bürgertums als Notwehr gegen syndikalistische der Arbeiterschaft, die das Vaterland einen Ladenhüter der Bourgeoisie nennen, hat man hier in nicht eben aufregender und nicht zu wichtig zu nehmender Form, aber man hat es doch, wie ein Erdbeben Ausläufer hat.

An meinem Tisch liest ein Schweizer Student zwischen Suppe und Dessert die Action Française und spricht von der Demokratie wie irgend-ein deutscher Kommilitone; Stinnes imponierte ihm und Poincaré, und als dieser stürzte, war er ironisch und ich der, der wie im übrigen die ganze öffentliche Meinung der Schweiz, in den französischen Wahlen den Schritt vorwärts sah. Frankreich hat durch diese Wahlen seinen Ruf als Land der Intelligenz und der Reife wiederhergestellt und seine moralischen Eroberungen neu befestigt.

Die ewigen Skeptiker sprechen von einer Stimmungswahl, die auf finanzieller Verärgerung beruht, aber bereits wird etwas deutlich, was

folgt S. 831

sieht. Poincaré hat immerhin erreicht, daß er, grob grob gesagt, die deutsche Industrie zur Vernunft brachte. Die Industrie und, was bitterer ist, das ganze Volk hätte vor zwei Jahren den Vergleich billiger haben können.

Wie seltsam ist das doch, überall, im Inland und Ausland, nie schlechthin identisch mit seiner Nation zu sein, ihr vielmehr immer als einem Problem zu begegnen. Eine Lebensform ist das. Schließlich ist jede Lebensform gut, wenn man sie zu ertragen versteht.

Auch diese hier will täglich neu errungen werden. Es ist nicht so einfach, heute als der gute Europäer draußen zu weilen. Die Verhältnisse sind dieser fine fleur nicht günstig. Selbst in der Schweiz ist man nur geduldet und denselben Beamten wie bei uns die Antwort auf das Woher und Wohin und Warum schuldig.

Die Liberalität, die im Grunde nur eine Form des Prinzips war, alle Dinge sich selbst regulieren zu lassen, ist aus Europa verschwunden. Überall reguliert der Staat, verordnet, schränkt ein. Das besagt, daß überall die Krise latent ist.

Auf der Reise nach Italien mache ich zehn Tage in Luzern halt und habe das Glück, in einem Jahr, wo der Winter gleich in den Sommer übergeht, etwas vom Frühling zu sehen.

Zuerst fällt mir die Hotellerie auf die Nerven. Es ist eine Industrie ohne Fabrikschornsteine, doch meine Empfindungen sind denen ähnlich, die ich dort habe, wo sie rauchen. Aber bald interessiert mich ein spezifisches Problem und seine Lösung. Wie bewältigen die Schweizer diesen maximalen Fremdenzustrom, wie behaupten sie sich? *Sie eifern dem*

Die Antwort liegt im Begriff Maximalismus. Gefahr und Abwehr haben sich längst ausgeglichen, ~~keine Lebensform hat sich längst herausgebildet.~~ Man liefert dem Fremden alles, was sie nur wünschen können, und ~~man bleibe, was man ist.~~ Man hat den Kanton, dem Äußeren nach in eine englische Kolonie verwandelt; von ungefähr ist jeder Inschrift, jedes Geschäft englisch, das alles liegt unter der Flagge Geschäft. Aber über ihr steht das weiße Kreuz im roten Feld wie am Seequai in der Bootsverleihe über all den auswechselbaren Fähnchen zum Gebrauch der Fremden.

Die Zähigkeit und die Bewußtheit, mit der man aus der Geschäftsatmosphäre in die nationale, bürgerliche zurückzukehren versteht, lassen sich nicht anders als mit Weisheit bezeichnen.

Zeile frei

Kanz, wurde

private

Man ist unbeirrbar, man läßt sich nicht überfremden, man hütet die Sprache, die Sitten, man hat in zwei große Gegensätzlichkeiten Ordnung gebracht. Physiologisch gesehen ist hier ein Ausgleich zwischen Zugeständnis und Abwehr gefunden. In Zürich liegen die Verhältnisse anders. Die Zeitungen stellen besorgt fest, daß bereits jeder zehnte Züricher Jude sei, es erscheint mir unwahrscheinlich, aber ich las es. In dieser eigentlichen Hauptstadt fließen die Fremden nicht wieder ab wie in Luzern, sie bleiben.

Am Quai von Luzern sitzt man, durch kein Gitter vom See getrennt, wie in einem Garten, der sich ins Wasser hinaus erstreckt. Die großen Kulissen drüben sind in allen Schattierungen von Blau mit Wasserfarben gemalt, im Vordergrund fahren die Schiffe mit den Engländern vorüber. Tüchtige Leute, die Engländer. Sie haben durch eine Energie des Opfers, die für die Deutschen beschämend ist, ihre Finanzen in Ordnung gebracht; keine Inflation, kein Schwindel, kein Lug und kein Geschrei wie bei uns, im Lande Helfferichs.

Helfferich ist neulich in der Nähe verunglückt; seine Todesart war schrecklich, aber den Mann selbst anders zu beurteilen, als er es verdient, ist kein Grund. Man wird nicht umsonst ein Weltvolk, noblesse oblige. Die Engländer lassen sich sechzig Prozent von Erbschaften und dreißig vom Einkommen wegsteuern; nach zehn Jahren stellen sich die Wirkungen ein.

Genug; ich werde jetzt von einem Buch berichten, das ich unter den Kastanienalleen der Seepromenade las. Ich weiß nicht, welcher Nationalität sein Verfasser, ~~Dr.~~ Ossendowski, ist: ich vermute einen Polen oder Österreicher in ihm. Das Buch ist englisch geschrieben und deutsch — das Deutsch könnte flüssiger sein — im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen. Sein Titel lautet: „Tiere, Menschen und Götter“; sein Erfolg verpflanzte sich von Amerika nach Europa.

Der Verfasser, dem Anschein nach Naturwissenschaftler, schildert seine Flucht aus Sibirien vor den Bolschewiken und seine Versuche, nach Tibet durchzubrechen, seine Umkehr nach der Mongolei und die glückliche Erreichung der mandschurischen Eisenbahn. Auf einem Gang in die Stadt erfährt er, daß sein Haus umstellt ist, und wird von einem Tag zum anderen aus einem Menschen der Zivilisation einer der Wildnis, Einsiedler, Jäger, einen Winter lang.

Erst im Frühjahr wagt er, den Jenissei zu überschreiten; der Fluß speit mit den Eisblöcken die zahllosen Leichen der ein halbes Jahr

vorher in ihn geworfenen Opfer der Tscheka aus. Das gibt den Auftakt für die Darstellung eines Teiles der Welt, wo sich das vollzog, was wir Europäer nur in seinen Ausstrahlungen kennen lernten: die Rückkehr des elementaren Menschheitsalters, wo das Denken kurz ist, weil der Finger am Hahn der Pistole liegt und jedes Leben, das nicht zuvorkommt, ausgelöscht wird.

Die Hauptkapitel spielen in der Mongolei, der Dämonenwiege, dem Muttermund, aus dem das Tierische und Göttliche zusammen auskriechen, und keines könnte sagen, wodurch sie sich unterscheiden. Die Chinesen, die Roten, die letzten Reste der weißen Gegenrevolutionäre führen hier Krieg, im Mittelpunkt die seltsame Figur des Barons Ungern-Sternberg, eines ephemeren Ansatzes zum neuen Dschingiskan.

Die Atmosphäre, in der das alles rotiert, ist die der Visionen am hellen Tag, der Weissagungen, der Buddhas und lebenden Götter. Der Verfasser ist ihrem Eindruck erlegen, er versichert, reine Tatsachen zu geben; er neigt zu einem Panmongolismus und hat sicher darin wenigstens recht, daß der interessanteste Rückschlag des Weltkrieges der ist, der auf das Herz Asiens erfolgte.

Der Verfasser entgeht so nicht einem ungeklärten Widerspruch der Empfindungen: er haßt den Bolschewismus, was ihm angesichts der erlebten Gräueltaten nicht zu verdenken ist, und er fühlt doch, daß dieses Elementarereignis die Aufrüttelung Asiens bedeutet.

Wie dem auch sei, das Aktuelle des Buches besteht darin, daß es den geistigen Europäer, der sich mit Problemen des Pazifismus, also mit dem Verhältnis von Natur und Entwicklung, beschäftigt, vor die Frage stellt: wie würdest du, aus den Städten in die Wildnis und den Kampf aller gegen alle geschleudert, selber handeln? Die Antwort kann nur lauten: man würde mit der Klarheit des denkenden Menschen den Sprung über die Jahrhunderte tun und jene nervöse Beziehung zum Naturganzen wiederfinden, die den Feind im Rücken fühlt und das Gesetz des grausamen Gottes über sich.

Daß man heute solcher rapiden Verwandlung fähig ist, daß man Anfang und Ende der Zeiten in einer einzigen Gefühlssekunde überspannt, das zeigt, wie die zehn Jahre, die hinter uns liegen, dort gewirkt haben, wo sich die Lebensvorgänge entscheiden: im Unterbewußten, der Seele. Wenn sich in dieser Seele, dem Ort der Erregungen, der Verschiebung und des Ausgleiches, die Instinkte geordnet haben, treten sie ins Bewußte als Ideen, und ein neues Weltbild hebt sich ab.

Es ist das Weltbild der Kontrapunktik, des Zweitaktes, der positiven Relativierung. Absoluter Pazifist, absoluter Gewaltanhänger — welcher Unsinn. Über diesen Ebenen liegt der souveräne Punkt, wo man wählt, das heißt feststellt, wann die Zeit reift, wann alle Vorbedingungen erfüllt sind, um auf die alten Ordnungen eine neue, höhere zu setzen. Jede große Idee verwirklicht sich in einem gegebenen Augenblick der Geschichte, deren Weg Schritt für Schritt bestimmte Panoramen enthüllt.

Es ist dies die stärkste Begründung, die ich dem ^{weltfriede} Pazifismus als einem der höheren Ordnungssysteme zu geben vermag. Ich hätte, was ich heute wähle, vor zwei Jahrhunderten nicht gewählt, und es gibt noch heute Gegenden, oder, in unserer Gegend, mögliche Umstände, wo ich meine Stellung ändern würde. Immer bleibt beim Denken und Fühlen ein Rest, den man verkapselt, aber nicht ausscheidet. Wozu auch ausscheiden? Ist er doch eine Reserve, auf die man eines Tages zurückgreifen könnte.

In Chiasso muß man auf italienische Anordnung heraus; ich hatte geglaubt, das gebe es nur noch an der deutschen Grenze. Aber es geht jetzt auch in anderen Ländern stramm zu, so stramm, daß ich auf jedem italienischen Anmeldezettel sogar den Vornamen meiner Mutter angeben muß.

Ich habe nie eine so rigorose oder besser gesagt listige Zollbehandlung gesehen wie in Chiasso; wenn man meint, fertig zu sein und bereits an die Zugsperrung tritt, stürzen sich nochmals halbwüchsige Burschen auf einen und fühlen die Taschen nach Zigarren ab. Man zuckt die Achseln, aber es hilft nichts. Die Zeit, in der sich die Menschen liberal behandelten, ist in die Ecke gestellt.

~~Der straffe Bürokratismus ist die Form moderner Staaten, sich über das Gedankengepäck, das nach Heine zollfrei bleibt, zu mokieren.~~

Wer mit dem weltbürgerlichen Gedanken reist, überall gleichberechtigt zu sein und in Beamten das sehn zu dürfen, was sie in seinen Augen sind, untergeordnete und lästige Funktion einer überflüssig betonten Souveränität, täuscht sich zwar nicht in der Lästigkeit, wohl aber in dem Rang, den er ihnen zuweist.

Jeder dieser Schwarzhemden, Grünhosen, Hahnenfedern oder womit sie sonst herumspazieren, trägt einen Elan zur Schau, der sein Bewußtsein aus der Stoßkraft der disziplinierten Gesamtbewegung schöpft. Sie spielen, nicht nur in Italien, Soldat — ich will damit einem schwer

zu umschreibenden Gefühl näherkommen, das dem Infantilismus der Erwachsenen gilt. Man kann natürlich behaupten, die Soldatenspiele der Knaben seien eine puerile Kopie dessen, was im Leben Ernst ist, wie die Puppen der Mädchen eine Kopie der lebenden Babys, die ebenfalls zu den ernstesten Dingen gehören.

Aber mir scheint oft, es sei im Grunde umgekehrt, dieses ganze Exerzieren, Organisieren, Terrorisieren mit seinem Überernst und Über-eifer nichts als hinübergerettete Infantilität. Großer Respekt vor dem Genus Mensch spricht nicht aus dieser Auffassung; ich habe ihn auch nicht. Wenn man beobachtet, was sie lesen, was sie ansehen, wie sie sich unterhalten und amüsieren, was sie sich aufreden lassen, wie sie reagieren, kommen die peinlichen Momente, wo man sich selber taxiert als Don Quixote, der an die höheren und ernsteren Dinge seine Muße verschwendet. Auch mit den Frauen ist es so; man tut gut, von Zeit zu Zeit die Idee durch die Realität zu korrigieren, sonst denkt man dummes Zeug. Man kann nachsichtig sein, das ist nie falsch; aber man soll nicht idealisieren.

Ich korrigiere also, ähnlich wie bei den Lobgesängen europäischer Besucher auf den Bolschewismus, bei der Einfahrt in Italien meine vielleicht zu weit entgegenkommenden Gedanken über den Faschismus und bin von jener Nüchternheit, die sich weigert, irgendeine Einzelheit zu isolieren.

Man müßte anfangen, eine Lehre von der Isolierung auszubilden. Isolieren heißt unerlaubt vereinfachen, einen Ton aus dem Gewoge der Töne herausheben und nun mit Hilfe der puren, abstrakten Logik Schlüsse ziehen, die immer weiter von der Tatsächlichkeit fortführen. Der Pessimist isoliert, und der Optimist; der reine Mensch, und der gemeine.

Ich habe in Mailand Gelegenheit, angesichts der Korsodamen, der vom Schneider und Spiegel kommenden Offiziere mit den zwei, drei Reihen angedeuteter Orden und den zu hohen Mützen, angesichts der Politiker, Journalisten, Geschäftsleute und Geschäftemacher festzustellen, wie nahe beieinander Komik und Pathos des positiven Elans liegen — wie unteilbar ein Mensch halb Spottgeburt, halb Gott ist, wie Energie mit Eitelkeit, Rasse mit Gespreiztheit, Grazie mit der sinnlichen Hefe im Blut zusammengehn.

Wer nur Ja und nur Nein sagen wollte, würde vorbeisprechen. Immer bleibt ein ungelöster Rest, und wenn das Philosophieren überhaupt einen Wert hat, dann nur da, wo es diesen Rest, der die

Rechnung zum Bruch macht, entschlossen als den allein interessanten Kern in Angriff nimmt. Man kann gar nicht bezweifeln, daß die Stimmung, die von diesem Rest in den Betrachter übergeht, zynisch, skeptisch, ironisch gefärbt sein muß. Solches Durchschauen ist für mich die einzige religiöse Haltung, die uns noch bleibt.

Vier Dinge in Mailand haften in der Erinnerung, der Dom, der Verkehr, der Kirchhof, die Glasgalerie; von Leonardos Abendmahl ist nicht viel mehr zu sagen, als daß es eine zweifach mitleidige Empfindung auslöst: so zerfallen zu sein und so restauriert.

Der Monumentalkirchhof ist eine atemraubende Sache. Der Père Lachaise mit den Prunkbauten der Pariser Bourgeoisie steht daneben wie ein Dorf neben einer Stadt. In Mailand sieht man hundert Familiengrüfte, jede so groß wie eine kleine Villa. Man sieht in impressionistischer Plastik, die dem Temperament der Romanen liegt, Erzgüsse jeder Dimension; z. B., in mehr als Naturgröße, ein Ährenfeld mit zwei Ochsen und dem Pflüger, Symbol des Fleißes.

Man sieht jede Ausschweifung in Bronze und Sentimentalität. Ich sah sogar etwas Hübsches: lebende Eidechsen, die, aus einer der Grabspalten huschend, für einen Augenblick auf der Platte regungslos verharrten, *als ob* sie aus Bronze gewesen wären. Auf den Unterschied zwischen dem Alsob und dem Naturalismus jener Plastik könnte man einige entscheidende Reflexionen über Kunst aufbauen; aber den Bourgeoiskirchhof ändert es nicht; wer ändert denn überhaupt noch etwas am Gang der Zeit?

Mailand war eine enge, alte Stadt, bevor es eine tobende moderne wurde. Heute würde Stendhal kaum mehr Wert darauf legen, Milanese zu sein. Der Palast, in dem Napoleon wohnte, als er mit den Heeren der Revolution über die Alpen kam, ist verdreckt von Staub und Benzin. Die Gassen mit den trottoirlosen Steinfließen sind noch jetzt köstlich am Abend, aber ein Hindernis am Tag, wenn der Verkehr sich durch sie windet.

Alle Trams, glaube ich, fahren bis zum Platz am Dom; um wieder abzufahren, umkreisen sie den Platz, und so entsteht eine Stelle, wo man seine Seele Gott befiehlt, die Hölle liegt vor dem Kirchenportal.

Wer Städte bauen will, halte sich hier einen Tag auf und mache Studien. Er wird ins Hotel gehen und eine Denkschrift schreiben, worin die Trams aus den Städten verbannt und die Gassen, auch wenn sie ehrwürdig Corso heißen, niedergerissen werden. Der Architekt ist recht eigentlich der Künstler, der über dem Widerstreit

zwischen Idee und Wirklichkeit verzweifelt. Wie herrlich könnte man moderne Städte bauen, wenn es möglich wäre, von Grund auf anzufangen. Ich kenne Architekten, die jahraus, jahrein zu Hause sitzen und in Glas Terrassen, Türme bauen, müßige Beschäftigung.

Heute, wo in jedes Bewußtsein stärker und stärker ein Gefühl einzieht, daß die Zeit sich erfüllt und, wenn nicht das Ende der Tage, so doch eine unheimliche Rückbildung einsetzt, möchte man noch einmal von vorn anfangen, mit allen Erfahrungen und Einsichten — auf allen Gebieten, und es geht nicht. Das ist die Ironie in der Entwicklung, und ~~abermals~~ die Feststellung dieser Ironie gehört zu den religiösen Gefühlen.

Der Dom: zuerst fand ich ihn, von außen, dumm und ungenial; langsam freundete ich mich mit ihm an, und eines Morgens flüchtete ich aus der Glut in sein Inneres. Der Eindruck war fabelhaft. Ich sah nie eine christliche Kirche, die so sehr durch den Verzicht auf sekundäre Dekoration einer Moschee gleich, in der nur die Gliederung, der Raum, die natürlichen Eigenschaften des Materials das Gefühl ergreifen. Zu diesen Attributen treten hier die Kühle und der Schatten. Der Aufputz draußen und sein Mangel drinnen stehn in einem merkwürdigen Verhältnis; im Innern ist alles Wucht, Größe, tiefer Klang.

In den sechziger Jahren kam von Paris herüber die Idee der glasgedeckten Galerie und brachte es in Mailand, gleich neben dem Dom, zu einer klassischen Leistung. Vier Galerien laufen zusammen, unter einer Kuppel. Hier ist das Herz der Stadt, und in diesem Schoß wenigstens läßt sich gut sitzen, Abends, wenn auf jedem Tisch der Restaurants die Lampe brennt und die Früchte aufgebaut sind.

In dem einen Galeriearm steht Tisch neben Tisch, ihre Summe bildet eine ungeheure Bankettafel, an der man ein wenig zur Schau ißt, was tut es? Unter den Glasdächern streichen Schwalben hin, deren Zwitschern ich nie höre, ohne an Andersensche Märchen zu denken.

10 Jahre her

Das also war Mailand. Danach fahre ich durch den Mai nach Verona, den befreiten Provinzen entgegen. Zur Rechten ist die Ebene; zur Linken treten nach und nach die Hügel heran; hinter den Hügeln steht der Wall der Alpen, dessen Wunderbarstes, die Mischung aus Wildem und Zartem, im Märchen vom Rosengarten Laurins niedergelegt ist.

Der Zufall will, daß ich im Zug ein Buch lese, in dem diese

unvergleichliche Kontrapunktik eingefangen wurde, Robert Musils drei Novellen „Drei Frauen“, ein gutes, starkes Buch, endlich wieder ein gekanntes.

Unterdessen lesen die Mitreisenden, alles junge Männer, ihre italienischen Zeitungen; es ist eine unitalienische Stille im Raum. In dem Augenblick, wo ich das denke, verwandelt sie sich übergangslos in einen Ausbruch von Heftigkeit und Gesten. Ein Sozialist und ein Faschist sind hintereinandergeraten, aus Anlaß der Methode Mussolinis, eine Krise in der Mailänder Sektion der Partei dadurch zu lösen, daß er ihre Erörterung verbot, den Konflikt als erledigt dekretierte.

Der Faschist interessiert mich, als Erscheinung. Ein Schädel, aus dem kapitolinischen Museum altrömischer Köpfe geholt und über die Jahrtausende hinweg auf diesen Torso gesetzt, fleischig, massiv, brutal, energisch, mit schmalen Lippen.

Das ganze Kupee beteiligt sich, alle formen sie nach außen, ich mag diese Form der Vitalität. Das Gespräch erweitert sich in Wellenringen, man spricht von Europa, Schutzzöllen, Industrie, man kommt zum Kern der Probleme. Das Wort Germania fällt und wiederholt sich immer häufiger. Ich werde den Leser mit Einzelheiten verschonen, nur das Allgemeine sagen.

Das Allgemeine besteht darin — gerade solche Gespräche an irgendeinem Punkt der Erde beweisen es — daß ein Volk nur durch das gilt, was es als reale Macht darstellt, als Macht im politischen Sinn oder als Wirtschaftsfaktor. Man hielt mich für einen Engländer, es ist mir recht, ich werde nicht in die Diskussion gezogen, aber ich höre aufmerksam zu: Deutschland ist noch immer eine Tatsache, und diese Italiener faßten die unheimliche Deflationskrise, die jetzt durch das Land im Norden geht, als das auf, was sie ist, die automatische Regulierung, die Austilgung der Schwachen.

In Verona steige ich nur um, darauf verzichtend, den Spuren Romeos und Julias nachzugehn. Ich habe diesen kleinen italienischen Backfisch und den jungen Elegant an allen Ecken gesehen, ein wenig sind sie Konfektion, und ihr Schicksal Film. Im Zug, der nordwärts fährt, ein völlig verändertes Bild: fast alle Reisende sind Deutsche. Sobald man auf dem Kontinent eine der internationalen Linien erreicht, kann man sicher sein, mit Deutschen zu fahren. Das ist auch eine der europäischen Tatsachen.

Die Stelle kommt, wo die Heere sich vier Jahre lang gegenüberlagen. Ein Italiener erklärt mir in vollkommenem Deutsch die strate-

gische Lage, die nackten Berge, auf denen die Geschütze nisteten, die Dörfer an der Front, in denen die Bauern ihrer Arbeit nachgingen. Triest kommt, wo zur österreichischen Zeit Dante als Symbol der Irredenta stand, und das heute die politische Hauptstadt der befreiten Gebiete ist. Befreit: für Trient gilt es sicher; aber ein kleiner offizieller Irrtum schließt auch Bozen, Brixen, Franzensfeste, das Pustertal in diesen Terminus ein.

Nun beginnt also die Politik, und es hilft nichts, wer ihr nicht aus dem Weg gehen will, ist gezwungen, an den Anfang seiner Betrachtungen und Beobachtungen die Tatsache zu stellen, daß nördlich der Sprachgrenze, unterhalb von Bozen, nicht eine Befreiung stattfand, sondern, nüchtern gesagt, ^{ein} ~~zwei~~ Delikte der Macht, ^{die} ~~Vergewaltigung~~ und Hinwegnahme. ~~Wie immer man im übrigen reflektieren mag, diese Benennung eines Ist läßt sich nicht umgehen; keine Sympathie, die man im italienischen Land für dessen Menschen empfindet, kann eine Tatsache abschwächen.~~

Die Italiener selbst waren sich ihrer im Jahre 1918 bewußt, als sie erklärten, Südtirol aus strategischen Gründen zu nehmen, im übrigen der Welt zum erstenmal ein Beispiel gerechter Schonung eines fremden Volksteils geben zu wollen. Damals war sogar die Rede davon, die Südtiroler zunächst von Militärdienst zu befreien. Die Faschisten haben in den Bozener Schreckenstagen mit diesem voreiligen Versprechen aufgeräumt, heute ist das Wort Südtirol verpönt.

Als ich in Bozen vom Bahnhof, über ~~den~~ nur Bolzano steht, in den Ort ging, sah ich auf den Ansichtskarten, die zum Verkauf ausgingen, schwarze Striche. Als ich in Meran vom Bahnhof, über dem nur Merano steht, in den Ort ging, sah ich auf dem Andreas-Hoferdenkmal mitten in den Versen des Heimatsdichters eine Lücke: dort wie hier war das Wort Südtirol entfernt; aber über Meran steht die Burg, die dem Land den Namen gab.

Man ist also zur Fiktion des Einheitsstaates übergegangen. Man hat die tausend deutschen Ortsnamen ins Italienische übersetzt, wobei es zu merkwürdigen Einfällen kam. Später, als ich nach Villach fuhr, berührte ich die italienische Grenzstation, sie heißt auf Deutsch Innichen. Der Mann, der mit der Übersetzung des Namens beauftragt war, ging von innig aus: innig, rein, gibt candido, der Ort heißt heute San Candido. Das ist nicht neu, anno 1914 machten es die Deutschen ebenso mit den französischen Ortsnamen in Lothringen, die über Nacht schwäbisch wurden; immerhin hatten sie vierzig Jahre eine Tatsache ~~respektiert.~~ ^{geachtet}

dem ^{nicht}

Sollte das, die Respektierung von Tatsachen, nicht die beste Haltung sein, wenn man schon annektiert? Denn wenn man schon annektiert, müßte man zu stolz sein, um die Arbeit der Waffen durch die der Anstreicher vollenden zu lassen. Aber, und das ist nicht uninteressant, dieser denkbaren Großzügigkeit eines Eroberers wirkt heute die Demokratie entgegen, die öffentliche Meinung seines Landes und der von ihr ausgehende Zwang. Die zahllosen Italiener, die aus Neugier in die eroberten Provinzen strömten, nahmen Anstoß an den deutschen Namen und dem ganzen deutschen Zuschnitt: sie waren es, wie ich hörte, die den Bürokratismus in Bewegung setzten, und den Faschismus.

Das Schwergewicht der Praxis ist stärker als der Flug der Theorie. In dem Maße, wie der Herrenstaat in die neuen Provinzen seine Beamten, Lehrer und Angestellten schickt, nimmt die Zahl derer zu, die bereit sind, aus eigenen Stücken ein Übriges zu tun. Je mehr abseits ein Ort liegt, desto eifriger werden die kleinen Tyrannen. In Schenna erzählte man mir von einem Dörfchen oben in den Bergen, wo vom Bildstöckel der fromme Spruch abgekratzt werden mußte, weil er deutsch war.

In den großen Orten ist man noch nicht so weit, hier sind noch ~~alle~~ Inschriften, Straßennamen, Schriftstücke zweisprachig. Aber es wetterleuchtet, wie sich einer der Leute ausdrückte, die ich aufsuchte. Im Namen „der öffentlichen Sicherheit“ verbietet man den Bauern, ihre Kinder in Sonntagskursen deutsch lesen und schreiben zu lehren; die Kindergärten werden vom nächsten Jahr an italienisch sein, die Kinderbibel darf nicht mehr in die Schule gebracht werden; an dem kleinen Fahrkartenschaltern schickt man die Bauern fort, weil sie nur die deutschen Namen kennen, und für die Unterbeamten besteht die Schreckenseinrichtung, daß man sie von einem Tag zum andern ins innere Italien versetzt, um ihren Platz mit einem Italiener ausfüllen zu können.

Bei Gericht kann man noch deutsch plädieren, in den städtischen Schulen wird, nach der nur italienischen ersten Klasse, noch in Parallelkursen unterrichtet. Aber die „Verwelschung“ ist im Fluß, ich hörte klagen, daß die Kinder nicht mehr deutsch in der Kirche beten dürfen, dem Priester verboten ist, nach der Schulmesse deutsch vorzubeten, auf die Geschäftsleute bereits ein Zwang ausgeübt wird, um ihre Vornamen zu italienisieren.

In Meran ist Aufregung, die Regierung will eine Stickstoffabrik vor die Stadt legen, der Kurort wäre erledigt. Ich war zuerst un-

gläubig, als man auseinandersetzte, diesem Plan liege die Absicht zugrunde, durch den Zuzug von Tausenden von Arbeitern das italienische Gesicht der Gegend zu verstärken, und den südlicher gelegenen Kurorten einen Dienst zu erweisen. ~~Immerhin, die Provinz wird von Trient aus verwaltet, eine der Forderungen der Deutschen geht dahin, daß gewählte Vertreter der Bevölkerung in stände sind, dort die Interessen der Heimat zu vertreten.~~

Vielbemerkt wurde während meiner Anwesenheit die Artikelreihe, die der General Querrini im italienischen Heeres- und Marineblatt über die Nationalisierung des Oberetsch veröffentlichte. Dieser Militär sieht heller und menschlicher als jene Zivilisten, die man Beamte nennt. Seine Ausführungen lassen sich in dem vernünftigen Satz zusammenfassen, daß das Ziel, die Gewinnung der Deutschen, auf natürlichem Weg erfolgen müsse durch ~~Respektierung~~, Einordnung, *und* Verzicht auf Zwang.

Diese Artikel haben in Italien eine Diskussion entfesselt, um so mehr als die Deutschen dem italienischen Kronprinzen bei seinem Besuch eine Bittschrift überreichten, und unter den Antworten findet man solche von anderen Soldaten, die dem General zustimmen. Wie man sich auch zu der Grundtatsache, daß Südtirol glatt annektiert worden ist, stellt und wie wahrscheinlich es auch sein mag, daß der Tag kommt, wo dieses chronische Problem in ein akutes Stadium übertritt, so gibt es doch für die, die am nächsten beteiligt sind, die Südtiroler selbst, keine andere Haltung und keine andere Forderung, als durch Loyalität das Recht auf Bewahrung ihrer kulturellen Güter zu erkaufen.

Sie sind in so geringer Zahl, daß sich jede Obstruktion von selbst verbietet. Sie haben stillschweigend das Opfer der Gestellungspflicht auf sich genommen; sie verlangen nicht einmal alle Abtrennung des Oberetsch vom Trentino. Es kann sich hier nicht um eine Irredenta handeln, sondern um die wohnliche Ecke im größeren italienischen Haus.

Nach mehreren Gesprächen mit Gebildeten wurde mir klar, daß auch in dieser Frage die Schwierigkeit mit der Auslegung beginnt. Je allgemeiner man Forderungen formuliert, desto vieldeutiger werden sie. Man müßte Punkt für Punkt Rechte und Pflichten festsetzen. Das wäre nur möglich, wenn man von der Dekretierung zur Verhandlung überginge, wenn man zum Grundsatz der Verwaltungsautonomie des Oberetsch zurückkehrte, unter Vorschrift der obligato-

rischen Beherrschung beider Sprachen und ^{ihnen} ~~der~~ Gleichberechtigung ~~beider Sprachen.~~

Die italienische Garnison, ein Oberkommissar, die Freizügigkeit, das Obligatorium der Erlernung der italienischen Sprache, die Dienstpflicht sind ebensoviele Möglichkeiten, die Souveränität der Zentralgewalt zu wahren.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes lese ich, daß Mussolini zwei deutsche Abgeordnete empfangt, die ihm die Wünsche oder Forderungen der Bewohner der Oberetsch vortragen, und daß er ihnen erklärte, es sei sein fester Wille, diese Wünsche zu erfüllen, er werde sie in einer Konferenz mit den Ministern, Präfekten und Abgeordneten durchsprechen.

Ein unvernünftiger Diktator ist nur ein Unglück; ein vernünftiger kann einen Glücksfall bedeuten. Mussolini ist so vernünftig, daß er sein spezifisches Problem genau sieht: die Diktatur in das Recht zurückzuführen, die gefährliche Welle, die ihn emportrug, zu regulieren. Scharf und deutlich formuliert diese schwerste aller auf einer revolutionär wartenden Aufgaben Fritz Schotthöfer in seinem Buch „Il fascio“. Ich lese es auf der Fahrt nordwärts.

Wenn ich aufblicke, sehe ich das wunderbare Land am Eisak und in den Kasernen von Brixen die italienische Kavallerie mit ihren Pferden. Meine Empfindungen sind gereizt, weil mein Gefühl für Recht meine stärkste Empfindung ist. Es bleibt dabei, dieses Land ist hinweggenommen, und das schlechte Gewissen erzeugt den Wunsch, im Fremden an der Grenze den Eindruck des Nationalstaates zu erzeugen; daher jene Bemühung der Anstreicher, von der ich sprach.

Die südtirolische Frage ist nur ein Teil der großdeutschen oder deutschen allgemein. Das Reich in den heutigen Grenzen ist das Zentrum, nach dem alle fremder Herrschaft unterstellten deutschen Minoritäten gravitieren. Es wird nicht Ruhe in Europa sein, bevor dieses Problem gelöst ist. Man kann von den Deutschen nicht verlangen, daß sie auf das verzichten, was allenthalben die Volksteile erstrebten und erreichten, Freiheit der Wahl.

Diese Freiheit kann auch als Anpassung an eine Zwangslage erfolgen. Ein Nationalist wird kurzerhand auf den Augenblick vertrösten, wo der Krieg entscheidet. Es hieße nur, die deutschen Minoritäten schädigen, wenn man ihnen keinen anderen Ausweg ^{bietet} bietet. Die Rettung liegt auch in einem heute erst umrißhaften Konvent der Nationen. Aber ich verschiebe diese Erörterungen bis zum Besuch der übrigen Minderheiten.

F
Auf der
Fahrt
nordwärts
lese ich
Schotthöfers
„Il fascio“